

Russische Typen.



Serbe. Jude. Pol. Georgier. Zircane. Deutscher. Araber. Armenier. Russe. Kalmücke.

Die Bevölkerung des Kaiserreichs Rußland beträgt nach der neuesten Statistik 66 Millionen Einwohner, von welchen ungefähr 60 Millionen dem europäischen Rußland (Polen und Finnland eingerechnet) angehören.

Diese Bevölkerung, welche mit der Länderausdehnung in keinem Verhältnisse steht, da nicht mehr als 192 Bewohner auf eine Quadratmeile kommen, bietet eine solche Verschiedenheit von Typen und Racen, daß die erfahrensten Ethnographen sich kaum auszufinden wissen. Die Bevölkerung wird aus ungefähr achtzig Nationen gebildet, die sich durch Ursprung, Sitten, Sprache und Religion unterscheiden.

Wir haben hier die verschiedenen Typen in einem charakteristischen Bilde zusammengestellt.

Russen, Polen und Serben bilden die slavische Gruppe, welche vier Fünftel der ganzen Bevölkerung ausmacht. Die Serben gehören weniger Rußland, als der europäischen Türkei an. Die Deutschen haben im Innern des Reiches eine große Anzahl Colonien begründet. Außerdem ist der ganze Adel und die Bürgerschaft von Finnland, Esthland, Livland und Kurland deutschen Ursprungs, wie die kaiserliche Familie selbst. Der größte Theil der militärischen und politischen Notabilitäten sind deutsch, wie die Nesselrode, Brock, Pahlen, Müdiger, Dannenberg, Wrangel, Lüders, Osten-Sacken u. s. w. Die Zircanen sind

1856.

ein finnisches Volk und bewohnen die Gouvernements Wologda, Perm und Tobolsk in der Nähe des Ural. Die Kalmücken sind mongolischer Race; ihre Zahl hat sich seit der großen Auswanderung von 1771 sehr vermindert und man zählt jetzt kaum noch 40,000. Eine Schilderung derselben bietet die Illust. Welt, Jahrg. 1855. 16, 44. Die Kartwelrace, zu der die Georgier, Mingrelier, Osseten und Imerezier gehören, steht oben an unter den kaukasischen Racen. Groß, stark, herrlich zu Pferde und in persischer Kriegertracht den Gürtel mit glänzenden Waffen besetzt, haben die Georgier sich ihre physische Schönheit und die Tapferkeit bewahrt, welche Eigenthum ihrer Ahnen war. Aber ihre Sitten sind durch die Verührung mit den Persern corrumpt. — Die alte Race der Armenier ist zwar zerstreut, aber das Gros der Nation bewohnt doch immer noch Persien, die Türkei und Rußland. Der Armenier ist im Kaukasus, was der Jude in Polen — das Factotum des Landes. Thätig, intelligent, fremde Sprachen leicht sich aneignend, sieht man ihn überall, den Bäcker, Händler, Handwerker, Mackler und Dolmetscher in einer Person vereinigend. Lebhafter, klüger und umsichtiger als der Georgier gelingt ihm Alles leicht, und er tröstet sich mit der Masse der Geschäfte und seines Reichthums über den Verlust seiner Unabhängigkeit.

Die Juden Rußlands, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen an

der Zahl, leben in allen Provinzen des Reiches zerstreut, vorzüglich aber in Polen. Man findet sie außerdem in ziemlich großer Anzahl im Süden des Reiches und im sogenannten Neurußland.

Auf dem Eise.

Nordische Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Unheimlich war das unaufhörliche Krachen der Eisschellen, die sich an einander brachen, während das Schiff durch das enge Wellenbett strich.

Bald stieg Jean Cornbutte wieder auf das Verdeck herab; seine Blicke konnten die Dunkelheit nicht mehr durchdringen; es wurde deshalb nötig, die hohen Segel aufzuziehen, denn das Schiff drohte zu stranden und in diesem Fall war die Mannschaft verloren.

„Verwünschte Reise!“ murmelte Basling, unter den Matrosen stehend, welche mit der Brechstange die nächsten Stöße abzuwenden suchten.

„Wenn wir dieser Gefahr entgehen, verdient Unsere Liebe Frau vom Eis eine schöne Kerze,“ antwortete Aupic.

„Wer weiß, was für schwimmende Berge wir noch zu kreuzen haben?“ fügte der zweite Capitän hinzu.

„Und was wir dahinter finden,“ versetzte der Matrose.

„Sprich nicht so,“ sagte Gervique, „und hab' auf Deine Stange Acht. Sind wir durch, dann ist es Zeit, darüber nachzudenken.“

Ein ungeheurer Eisblock, der durch das enge Thal schwamm, in welchem die Jeune Hardie fuhr, kam ihnen gerade entgegen; es schien unmöglich, ihm auszuweichen; denn er nahm beinahe die ganze Breite des Fahrwassers ein und die Brigg sah sich nicht im Stande, zu wenden.

„Rühst Du die Ruderpinne?“ rief Cornbutte Penellan zu.

„Nein, Capitän; das Schiff läßt sich nicht mehr steuern, wir haben weder Gang noch Wind.“

„So sind wir verloren!“ sagte Jean Cornbutte mit leiser Stimme. „O mein armer Sohn; meine arme Marie!“

„Geduld, Capitän! Es ist vielleicht zu unserem Besten, daß dieser Berg auf uns zutreibt. . . . Aufgepaßt! Stemmt Eure Stangen gegen den Plattenbord!“

Der Block war ungefähr sechzig Fuß hoch; trotz der Versicherungen Penellans zerborst die Brigg, wenn er sich auf sie warf. Es war ein unbeschreiblich banger Moment; die Mannschaft floh nach dem Hinterdeck, trotz der Befehle des Capitäns ihre Posten verlassend.

Aber im Augenblicke, als dieser Berg kaum noch drei Faden von der Jeune Hardie entfernt war, hörte man ein dumpfes Geräusch, eine wahre Wasserhose fiel auf das Schiff, dessen Schnabel zerbarst, und die Brigg schwamm auf dem Rücken einer ungeheuren Woge. Ein Schrei des Schreckens drang aus Aller Mund; als die Blicke jedoch vorwärts schauten, war der Berg verschwunden, das Fahrwasser war frei, und eine ungeheure Wasserfläche, von den letzten Sonnenstrahlen beleuchtet, versprach eine glückliche Fahrt.

Hätte der Berg sich zwei Minuten später aufgelöst, so wäre die Brigg unrettbar verloren gewesen.

„Alles muß zum Besten dienen!“ rief Penellan, „hoffentlich ist unser Mesanmast unverletzt.“

V.

Eine Begegnung.

Die Brigg schwamm jetzt in einem beinahe ganz freien Meere; nur ein weißlicher Glanz am Horizonte, diesmal ohne Bewegung, deutete auf die Nähe großer Eismassen.

Jean Cornbutte steuerte immer noch Bremster zu; er näherte sich bereits den Regionen, wo die Temperatur außerordentlich kalt wird, da die Sonnenstrahlen durch ihre Schiefe bedeutend abgeschwächt sind.

Am 3. August sah sich die Brigg bewegungslos und untereinander verbundenen Eismassen gegenüber; die offenen Stellen waren oft nur fadenbreit. Das Schiff mußte tausend Umwege machen, die es dem Winde preisgaben.

Penellan sorgte mit väterlicher Liebe für seine Tochter Marie und trotz der Kälte nöthigte er sie, jeden Tag mehrere Stunden auf dem Deck zuzubringen, da Bewegung eine unumgängliche Bedingung für die Gesundheit wurde.

Mariens Muth sank keinen Augenblick; sie stärkte sogar die Matrosen durch ihre freundliche Zusprache und alle fühlten für sie die innigste Zuneigung; André Basling machte sich stets um sie zu schaffen; aber das junge Mädchen, ohne den Grund zu wissen, nahm seine Dienste mit einer gewissen Kälte auf. Man kann sich denken, daß die Zukunft weit öfter als die Gegenwart den Gesprächsgegenstand für Basling bildete; er suchte die geringe Wahrscheinlichkeit der Rettung der Schiffbrüchigen lebhaft ins Licht zu stellen; ja ihr Untergang war für ihn eine ausgemachte Thatsache, und nicht undeutlich gab er zu verstehen, das junge Mädchen werde das gräßliche Ereigniß vergessen lernen und die Sorge für ihr Wohl andern Händen vertrauen.

Penellan fand stets ein Mittel, die Unterhaltungen des zweiten Capitäns abzubrechen und die Wirkung der Worte André's durch die Hoffnung, die er Marien einflößte, zu vernichten. Marie wandte indeß ihre Zeit nützlich an; sie fertigte sich Kleider für den Winter und da die Frauentracht für diese kalten Gegenden wenig geeignet ist, machte sie sich eine Art Pelzbeinkleid, dessen Füße mit Seehundsfell verbrämt waren; ein Mantel, der sich in der Hüfte anschoß und mit einer Capuze versehen war, schützte den Oberleib. Auch die Schiffsmannschaft versah sich mit großen Pelztiefeln aus Robbenhaut, um die Fahrt über Eis ungestraft wagen zu dürfen. André Basling, ein geschickter Schütze, schoss mehrere Wasservögel, die in großen Schwärmen das Schiff umflatterten; eine Art Eidergänse und Pfarmigänse lieferten der Mannschaft ausgezeichnetes Fleisch und boten einige Abwechslung in den Mahlzeiten.

Nach unzähligen Umwegen sah man endlich Cap Bremster. Eine Schaluppe wurde ausgesetzt. Jean Cornbutte und Penellan fuhrten an die Küste, die jedoch gänzlich öde war.

Man steuerte darauf nach der Insel Leopold. Die Mannschaft landete dort glücklich, und Jean Cornbutte stieß einen Freudenschrei aus, als er die Eingebornen des Landes an die Küste kommen sah. Man setzte sich alsbald in Verkehr mit ihnen, was dadurch möglich wurde, daß Penellan einige Worte ihrer Sprache verstand und sie von

den Wallfischfängern, die bisweilen hier gelandet, einige übliche Phrasen gelernt.

Diese kleinen vier Fuß zehn Zoll hohen Grönländer hatten einen röthlichen Teint, ein rundes Gesicht und niedere Stirne; ihre Haare fielen auf den Rücken herab und ihre Zähne waren schmutzig und von jenem Ausfag angegriffen, der den Fischessern eigenthümlich ist.

Für Bären- und Seehundsfelle tauschten sie Eisen und Kupfer ein, das sie sehr hoch schätzen. Jean Cornbutte ließ die Eingeborenen wissen, daß er ein Schiff suche, und fragten, ob sie nichts davon wüßten; Einer von ihnen zeichnete augenblicklich auf den Schnee eine Art Schiff, dessen Form leicht zu erkennen war und gab zu verstehen, daß vor drei Monaten ein Fahrzeug dieser Art nordwestlich vorübergetrieben worden sei; auch deutete er an, daß das Thauwetter und das Aufbrechen des Eises sie am Aufsuchen desselben gehindert.

Diese Nachrichten frischten den Muth der Matrosen an und Jean Cornbutte hatte keine Mühe, sie nach dem Polarmeer weiter zu führen.

Ehe sie die Insel Leopold verließen, erwarb der Capitän ein Gespann von sechs Eskimohunden, die sich bald an Bord acclimatirten hatten. Das Schiff lichtete die Anker und steuerte nordwestlich. Man war bei den längsten Tagen des Jahres angekommen; aber der totale Mangel der Nacht wurde nicht sehr fühlbar, da Nebel, Regen und Schnee das Schiff oft mit wahrer Finsterniß umgaben.

Jean Cornbutte, der so weit als möglich vordringen wollte, traf alle Maßregeln für die Gesundheit der Mannschaft; Cabinen und Zwischendeck wurden dicht verschlossen und nur jeden Morgen gelüftet; Feuer wurde noch nicht angezündet, da man mit dem Holze und mit den Kohlen für kältere Zeiten sparen wollte. Morgens und Abends erhielten die Matrosen Kaffee und Thee, und da man sich mit Fleisch nähren mußte, machte man Jagd auf Sorenten, die in diesen Gegenden außerordentlich zahlreich sind. An der Spitze des Mastes ließ Jean Cornbutte ein Krähennezt anbringen, in welchem beständig eine Wache die Eisebenen zu beobachten hatte. Zwei Tage, nachdem die Brigg die Insel Leopold aus dem Gesichte verloren, wurde die Temperatur plötzlich unerträglich kalt; der Winter kündigte sich an. Die Jeune Gardie hatte keinen Augenblick zu verlieren, denn bald war das Fahrwasser ganz geschlossen.

Am 3. September Morgens kam die Brigg auf der Höhe der Bai von Guel-Hamkes an; zum ersten Male sah sich die Jeune Gardie einer Eiskant gegenüber, die ihr keinen Ausweg bot, und wenigstens eine Meile breit war. Man mußte deshalb die Beile in Anwendung bringen. Die ganze Mannschaft arbeitete mit vereinten Kräften beinahe zwanzig harte Stunden, denn man konnte sich nur mit größter Anstrengung auf dem Eise halten, wenn es endlich brach, und mußte häufig bis an die Brust im Wasser stehen, gegen das ihre Seehundstiefeln wenig schützten. Dabei hat die Arbeit in diesen Gegenden die größte Ermüdung zur Folge, der Athem mangelt gänzlich und der Stärkste muß zuweilen für einige Zeit aufhören.

Endlich war das Wasser offen und die Brigg konnte weiter feuern.

VI.

Der Eisbruch.

Einige Tage kämpfte die Jeune Gardie noch gegen unübersteigliche Hindernisse; die Mannschaft brachte das

Beil nicht mehr aus der Hand; häufig mußte man sogar das Pulver anwenden, um die ungeheuren Eisblöcke, welche den Weg versperrten, zu sprengen. Am 12. September war das Meer nur noch eine endlose Eisebene, ohne Aus- und Durchweg; das Schiff konnte weder vor- noch rückwärts. Die Temperatur war stets 16° unter Null; der Augenblick der Ueberwinterung war gekommen. Jean Cornbutte suchte einen Schlupfhafen, dessen Lage seine Brigg vor den Windstößen und den großen Eisbrüchen schützen würde. Die Nähe des Landes bot ihm sichere Schlupfwinkel, die er auskundschaften wollte. Er machte sich deshalb mit Wasling, Penellan und den Matrosen Gradlin und Turquette auf den Weg; Jeder hatte Mundvorrath für zwei Tage bei sich und eine Büffelhaut zum Schlafen. Der Schnee, der sehr dicht gefallen und dessen Oberfläche noch nicht gefroren war, hemmte ihren Marsch; sie sanken oft bis an die Brust ein; auch mußten sie äußerst vorsichtig gehen, um nicht in die Untiefe zu stürzen. Penellan, der voranging, sondirte mit seinem Eisenstock jede Senkung des Terrains.

Gegen fünf Uhr Abends begann der Nebel dichter zu werden und die kleine Truppe mußte anhalten. Hinter einem Eisfelsen, der sie gegen den Wind schützte, legten sie sich auf ihre Büffelhaut und fielen, sich fest umschlungen haltend, bald in tiefen Schlaf. Andern Tages erwachten sie unter einer fußdicken Lage von Schnee; glücklicher Weise hatten die Häute, die sie über sich gelegt, sie geschützt und der Schnee sogar die Wärme erhöht.

Jean Cornbutte gab augenblicklich das Zeichen zum Aufbruch, und gegen Mittag fanden sie die erschnete Küste. Hohe Eisblöcke thürmten sich senkrecht an der Küste empor; Myriaden von Seevögeln flogen davon, und die Seehunde, welche sich träge auf dem Eise wälzten, stürzten rasch ins Wasser.

„Wie Ihr seht, wird's uns weder an Pelz noch an Wildpret fehlen!“ rief Penellan.

„Diese Thiere scheinen bereits von Menschen besucht worden zu sein; denn in gänzlich unbewohnten Gegenden sind sie nicht so wild.“

„Es können nur Grönländer sein,“ versetzte Wasling, „denn diese Küsten sind nur für Eingeborene zugänglich.“

„Ich sehe indeß keine Spur von ihnen, kein Lager, keine Hütte,“ sagte Penellan, eine Felsenspitze erklimmend. „Aber dort ist ein Punkt, der uns vor dem Eis von Nordwest schützen wird.“

„Vorwärts, Kinder!“ rief Cornbutte.

Seine Begleiter folgten ihm und hatten Penellan bald eingeholt; der Alte hatte die Wahrheit gesagt; eine ziemlich hohe Erdspitze erhob sich wie ein Vorgebirge und bildete eine Bai von einer Meile; einige Eischollen schwammen darin und das Meer war noch nicht ganz zugefroren.

Dieser Schlupfhafen bot große Garantien der Sicherheit, aber man mußte das Schiff erst dahin bringen; Jean Cornbutte bemerkte, daß die sie umgebende Eisfläche von großer Dicke war; es schien deshalb sehr schwer, einen Canal auszuheben, um das Schiff an seinen Bestimmungsort zu bringen. Man suchte deshalb nach einem andern Schlupfhafen; es war jedoch Alles vergeblich, und Penellan hatte diesmal große Mühe, dabei zu beharren, daß Alles zum Besten dienen müsse.

Die Seelente machten sich deshalb auf den Rückweg und kamen gegen Abend an dem Orte an, wo sie übernachtet hatten und wo sie sich zum zweiten Male niederlegten.

Benellan lag neben dem Capitän. In einem schlaflosen Augenblick wurde plötzlich seine Aufmerksamkeit durch ein dumpfes Rollen rege gemacht. Er lauschte auf das Geräusch, das ihn so frappirte, daß er Jean Cornbutte mit dem Ellbogen anstieß.

„Was soll's?“ fragte dieser.

„Hören Sie doch, Capitän!“ antwortete Benellan.

Das Geräusch wurde immer stärker.

„Das kann kein Donner in diesem Klima sein,“ sagte Cornbutte und stand auf.

„Ich glaube, daß wir's eher mit einer Bande weißer Bären zu thun haben.“

„Teufel, wir haben noch keinen begegnet!“

„Ein wenig früher oder später,“ antwortete Benellan, „müssen wir ihren Besuch doch erwarten; bereiten wir ihnen einen guten Empfang.“

Benellan erklimmte, mit einem Gewehr bewaffnet, den Giefselsen, der seine Kameraden schützte. Aber die Dunkelheit war so groß, daß er nichts sehen konnte; bald aber sollten sie sehen, daß die Ursache des Geräusches und die



Der Eisbruch.

Gefahr nicht in der Ferne drohte. Cornbutte kam zu ihm, und sie bemerkten mit großem Schrecken, daß das dumpfe Geräusch, das auch ihre Begleiter geweckt, unter ihren Füßen sich entwickelte.

Eine Gefahr neuer Art bedrohte sie! Mit dem Geräusch, das bald dem Rollen des Donners gleich, verband sich eine wogende Bewegung der Eisfläche. Mehr-

ere Matrosen verloren das Gleichgewicht und stürzten zu Boden.

„Achtung! — Turquette! Gradlin! wo seid Ihr?“ rief Benellan.

„Hier!“ antwortete Turquette, indem er den Schnee von sich abschüttelte, mit dem er bedeckt war.

„Hierher, Wasling!“ rief Cornbutte dem zweiten

Capitän zu, der sich kaum auf den Beinen halten konnte; „und Gradlin?“

„Hier Capitän! . . . Aber wir sind verloren!“ rief er erschrocken.

„Nein!“ rief Penellan, „wir werden gerettet!“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als man ein furchtbares Krachen vernahm; die ganze Eisfläche brach in Stücke. Die Matrosen hielten sich krampfhaft an dem Eisblocke fest, der neben ihnen wankte; es war ein haarsträubender Augenblick, denn der Eisbruch setzte sich mit Blitzesschnelle fort. Die Eisblöcke lichteten, nach dem Ausdruck der Matrosen, die Anker. Diese Bewegung dauerte beinahe zwei Minuten; es war zu fürchten, daß das Eis sich unter ihren Füßen öffne und das Wasser sie verschlinge, denn an ein Emporragen war dann nicht mehr

zu denken! . . . Sie mußten den Tag in solcher Lage erwarten, da man bei der Dunkelheit keinen Schritt machen konnte, und wie lange dauerte es noch, bis der Tag anbrach! Sie blieben in ihrer ganzen Länge auf dem Boden ausgestreckt, um nicht in die Tiefe hinabgerissen zu werden. Es war eine Nacht, die die Haare eines Jünglings hätte bleichen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seemuschel.

Englische Novelle.

Auf einer Terrasse des Faubourg St. Germain betrachtete ein junger Mann mit melancholischem Blicke



Francis, Julie und der Caraibe unter den Cocosbäumen.

einige Gegenstände, welche auf einem Tische von Cedernholz ausgebreitet lagen. Plötzlich riß ihn der Klang der Glocke aus seiner Träumerei. Er öffnete.

„Sie sind's, lieber Doctor?“ rief er mit dem Tone freudiger Ueberraschung.

„Ich selbst — Ihnen zu dienen, lieber Freund!“

„Was bringen Sie Neues?“

„Nichts weniger und nichts mehr, als einen Brief mit der Aufschrift: »Monsieur Jules de la Pointe, Quai Voltaire, Paris.«“

„Liebenswürdiger Doctor! Wie danke ich Ihnen! Das ist ein Brief von Martinique. Ich erkenne die

Schrift meiner Schwester und das Siegel, dessen sie sich seit unserer Trennung bedient: »Entfernung ist das größte der Uebel!“ Meine gute Julie! Ich hatte eine Ahnung, daß ich heute Briefe von ihr bekommen würde. Eben noch, als ich die Sonne untergehen sah und an jenen Himmel zurück dachte, wo keine menschliche Wohnung die Aussicht beschränkt, wie hier, dachte ich auch an sie . . .“

Jules de la Pointe entseelte ungeduldig den Brief. Sein Gesicht strahlte vor Freude und eine Thräne glänzte an seinen Wimpern.

Der Doctor befürchtete, diese reine und unaussprechliche Freude zu stören und zog sich auf die Terrasse zurück.

Zules trat, außer sich vor Glück, beinahe im selben Augenblicke zu ihm heraus.

„Meine Schwester ist verheirathet,“ rief er; „Sie hat sich mit dem verbunden, dem ihr Herz schon seit frühester Jugend angehört!“

Der Mann der Wissenschaft drückte seinem jungen Freunde herzlich theilnehmend die Hand. Nach freudigem Austausch ihrer Gefühle sagte der Doctor endlich:

„Sie sehen mich bewundernd vor Ihrer Muschelsammlung stehen. Welche Sorgfalt für die Schalen der Mollusken! Mit welcher Kunst wissen Sie den Firniß aufzutragen, um ihren Glanz zu heben und die zarresten Nuancen ins Licht treten zu lassen. Ein Maler ist nicht geschickter. Ich bin überzeugt, Sie haben sie in die Sonne gelegt, um sie an den Himmel ihrer Ufer zu erinnern?“

„Allerdings, Doctor; ich versäume nie, ihnen an jedem schönen Tage dieses Fest zu verschaffen.“

„Aber Sie reizen meine Neugierde auf seltsame Weise. Wie! ein Conchyliolog von Ihrem Rang verschmäht die Gesetze der Classification so ganz und gar! Warum nimmt diese fahle, schattige, unförmige Muschel die Mitte Ihrer Sammlung ein? Warum liegt sie am Ehrenplatz, während Sie die prachtvollsten Muscheln, die den ganzen Regenbogen widerstrahlen, in die zweite Linie stellen? Ich muß nichts von Linné und Lapepede wissen, oder ich hätte diese Adlerflügelschnecke, die die Farben des Prismas ausstrahlt, an die Stelle der häßlichen Schale gelegt.“

Zules betrachtete mit feuchten Augen die bescheidene Muschel. „Doctor,“ sagte er, „ist denn das, was am meisten glänzt, immer auch das Beste? Glauben Sie das ja nicht. Ziehen Sie als Botaniker der strahlenden Dahlie, der purpurnen Gichtrose nicht das im Grase verlorne Weilchen vor? Gott hält alles Kostbare in der Natur geheim. Der Mensch weist ihm erst seinen Platz an, den es verdient. Diese Muschel, die Sie gering schätzen, hat eine Familie gerettet und das Glück meiner Schwester begründet!“

„Erklären Sie sich.“

„Gerne! Setzen wir uns an's Feuer, und hören Sie meine Geschichte; es ist die reine Wahrheit des guten Gottes, wie unsre Neger in ihrer bezeichnenden Sprache sich ausdrücken.

I.

Sie haben mir oft gesagt, daß Sie die Insel Martinique kennen. Dann haben Sie auch von der Caravelle sprechen hören. Eine wilde Halbinsel hat diesen Namen von den Matrosen erhalten, weil das spanische Schiff Caravella an seinen Ufern zerschellte. Das Meer ist dort sehr ungestüm und man hört schon von ferne die wilde Brandung der hoch an den Felsen emporzischenden Wellen, die in einem weißen Schaumregen zurückprallen, um ihren Angriff stets aufs Neue zu wiederholen.

Dort liegt die Wohnung meines Vaters.

Das Innere der Insel hat ein durchaus verschiedenes Ansehen; das Land ist entzückend schön, und zu beiden Seiten des Isthmus gleicht das Meer zwei Seen. Der Graf von Sainte-Croix, der Besitzer jener Ländereien, nannte sie deshalb auch „le Beau-Séjour.“

Die Familie Sainte-Croix und die meine verband so innige Freundschaft, daß wir so zu sagen eine einzige Familie bildeten.

Francis, das einzige Kind des Grafen, war ein Bruder für meine Schwester und mich.

Sie können sich nach dem Porträt, das über dem Kamine hängt, ein Bild von Jules machen. Sie hat dieselben gagatschwarzen Haare; dieselben Lippen, die sich wie eine Rose öffnen; dieselbe Stirne, dieselben gebogenen Augenbrauen; sie ist es, obgleich der Pinsel des Malers den reizenden Ausdruck ihrer schwarzen Augen nicht wieder zu geben vermochte. Francis hatte vom Creolen nur die Leichtigkeit und das rasche Blut; seine Augen waren blau und glänzend, wie unser Himmel und seine von Natur gekräuselten Haare waren blond wie die Maisähren, die unsere Felder vergolden.

Wir waren beinahe von gleichem Alter.

Wer uns Drei, die Hände in einander verschlungen und mit weitfliegenden Haaren auf dem Küstensande laut singend hätte umherschlendern sehen, würde die Genien des Glückes auf die Erde herabgekommen geglaubt haben.

Unsere größte Freude war, nach den Muschelbänken zu gehen, welche die Fluth nicht bespült, und Muscheln zu suchen.

Mit einem Weidenkorb und Spaten zogen wir Abends hinaus. Die Gefänge der Neger, welche längs der Küste in ihren aus einem Baumstamm gehöhlten Canots fischten, gaben uns das Signal.

Nègre pas tini tè-là,
Tè-là c'est à béqué;
Mais nègre tini mè-là,
Mè-là pas à béqué.
Nègre pas tini cann'-là
Cann'-là c'est à béqué;
Mais nègre tini cass'-là,
Cass'-là pas à béqué *).

Eines Winterabends kehrten wir von einer unserer Wanderungen an der Muschelsküste zurück; ein Gewitter war im Anzug; es blitzte heftig. Julie war zurückgeblieben, um auf einem kleinen Sandhügel eine Muschel loszureißen, die sich an eine Seerpflanze angehängt. Plötzlich kam die Fluth, umgab den Hügel und machte ihn zu einer Insel. Die Unglückliche hob die Hände zum Himmel und stieß ein Jammergeschrei aus. Die langen Flechten ihrer Haare, in welchen der Wind wühlte, schlangen sich um ihren Hals.

Die Schwarzen liefen aus ihren Häusern und Booten herbei. Als sie aber an Ort und Stelle kamen, hatte Francis bereits über den Meeresarm gesetzt und den Wellen das Mädchen, das er mehr als eine Schwester liebte, abgerungen.

Man trug Julie unter die Cocosbäume, die die Bucht umsäumen.

Sie schlang ihre Arme um Francis' Hüften, wie die Lianen sich an den Palmbäumen emporranken, und blickte schmerzlich nach dem Sandhügel, der mit ihrer Muschel in dem Wogenwirbel verschwand.

„Wer wird sie mir wiederbringen?“ sagte das Kind in seiner Leidenschaft für die Perlmutter-schalen, die die Blüthe des Oceans sind. „Wer wird mir die Muschel wiederbringen, die der Ocean mir genommen?“

*) Der Neger hat kein Land,
Das Land gehört dem Weißen;
Aber der Neger hat das Meer,
Das Meer gehört nicht dem Weißen.
Der Neger hat kein Zuckerrohr,
Das Zuckerrohr gehört dem Weißen;
Aber der Neger hat Muscheln,
Die Muscheln gehören nicht dem Weißen.

Und als ob sie dem empörten Elemente geboten, hörte man eine rauhe Stimme aus der Tiefe:

„Hier ist sie! hier ist sie!“

Ein Mann von der Farbe des Kupfers, mit graugrünen Augen, buschigen Wimpern, dichten Haaren, von schmutzigem Wasser triefend, stieg aus den Wellen empor.

Dieser Mann hielt die Muschel in der Hand, welche Julie beweint, nicht weil sie so schön, sondern weil sie selten war und diese Gattung in unserer Sammlung noch fehlte.

„Water Sassa!“ riefen zu gleicher Zeit alle Neger.

Water Sassa war weder Weißer, noch Mulatte, noch Neger. Er gehörte zur eingebornen Race; er war ein Caraibe. Seine Familie, der letzte Rest jenes Volkes, das die Spanier im fünfzehnten Jahrhundert auf den Inseln fanden, war den Blutbädern der — Civilisation entgangen und hatte auf den Felsen der wilden Halbinsel sich durch die Zeiten fortgepflanzt, ohne sich mit den neuen Generationen zu vermischen. Bei der letzten englischen Occupation wurde diese Familie decimirt, und Sassa allein überlebte die Seinen. Er schmückte sich mit dem Namen Häuptling, obgleich er Niemanden zu regieren hatte. Sein Name war Saffagari; aber die Schwarzen in ihrer kindlichen Sprache, die nur aus Diminutiven besteht, nannten ihn Water Sassa.

Bei dem Angstgeschrei Juliens war der Caraibe ihr zu Hilfe geeilt. Er tauchte unter und brachte ihr die so heiß ersehnte Muschel.

„Ha! die häßliche Muschel!“ rief ich, als ich eine schwärzliche Masse in der Hand des Caraiben wahrte; „sie verdient nicht mehr, als daß wir vergessen, was sie uns hätte kosten können. Werft sie wieder ins Meer, Water Sassa!“

„Ins Meer! ins Meer!“ wiederholten alle Neger.

Aber der Caraibe, gleichgültig gegen dieses Geschrei, trat zu uns unter die Cocosnußbäume.

„Ihr kleinen Weißen,“ sagte er, „liebt, was glänzt; werft deshalb aber die Muschel doch nicht weg. Sie ist außen ohne Farbe, wie die Wase, in der sie schlief; die Sonne hat ihr Aeußeres nicht bemalt, aber ihr Glanz ist inwendig; die Sterne der Nacht haben ihr ins Herz geleuchtet.“

„Was wollt Ihr damit sagen, Water Sassa!“ fragten wir alle erstaunt; „Ihr seht wohl durch den Stein?“

Der Häuptling streckte die Hand nach dem letzten Felsen der Caravelle aus, wo seine Hütte von den Blitzen beleuchtet stand, wie eine Schildkrottschale unter dem phosphoreszirenden Schaum der Wellen.

„Kommt dorthin, so sollt Ihr mehr erfahren.“

Nach diesen Worten bestieg er sein Canot, das bald in den Wogen verschwand.

„Water Sassa hat Recht,“ sagte Julie nach einigen Augenblicken; „weshalb diese Muschel verachten? Sie ist freilich nicht schön; aber sie ist originell, und wir haben noch keine ähnliche. Sie gehört in unsere Sammlung. Sie wird uns an diesen stürmischen Tag erinnern, an welchem Francis sich in die Wogen stürzte, um mich zu retten.“

Die Blitze wurden immer heftiger, große Tropfen kündigten einen der fürchterlichen Antillenregen an. Wir eilten nach Hause.

II.

Am andern Tage waren vom Blitz gefällte Bananen, entwurzelte Bäume und überschwemmtes Land die einzigen

Zeichen des Sturmes, der in der Nacht gewüthet. Himmel und Meer ruhten von ihrem wilden Treiben aus.

Wir machten uns nach der Hütte des Vater Sassa auf den Weg. Der Caraibe saß auf einem großen Stein am Eingang der Hütte und strickte Netze für den Fischfang.

Bei unserem Anblick hoben sich seine dicken Brauen, und seine grünlichen Augen glänzten in sanfter Klarheit. Er schien erfreut, daß wir ihn nicht vergessen.

„Wer hat mir diese Schnüre gegeben, um mein Netz zu machen?“ sagte er.

„Ich, Vater Sassa!“ antwortete Julie.

„Wer hat mir das Messer gegeben, um die Schnur abzuschneiden, meine hölzernen Nadeln zu schnitzen, meine Hütte zu decken und mein Canot auszuhöhlen?“

„Ich,“ antwortete Francis.

„Nun,“ fuhr der Häuptling fort. „Saffagari folgt Euch in die Bucht und auf die Muschelhüfte. Saffagari würde sich lieber den Haien preisgeben, als daß er das Meer ein Haar von Eurem Kopfe rauben ließe. Saffagari sah gestern den kleinen Herrn und die kleine Herrin gegen das brausende Meer kämpfen; er ging unter dem Wasser und hat die Muschel gerettet.“

„Aber was ist denn mit dieser Muschel, Water Sassa?“ fragte ich, „und was bedeuten diese Zombizaubereien, von denen Ihr gestern Abend unter den Cocosnußbäumen spracht?“

„Seht,“ sagte der Caraibe, indem er auf die Muschelschalen deutete, die neben seiner Hütte aufgeschichtet lagen, „das ist die Hinterlassenschaft Saffagari's, meines Vaters, der der Erste war, welcher mit der Pagaya zu rudern und unter dem Wasser zu gehen verstand.“

Wir erkannten Muscheln von derselben Art, wie die unsrigen.

„Die fremden Weißen, welche unsere Väter aus diesem Lande vertrieben, sind an diesen Verwüstungen schuld. Wir sind keine Neger; um der Sklaverei zu entgehen, schiffte der alte Saffagari seine Familie in seinem Canot ein; aber er wollte den Schakals die Muscheln nicht lassen, welche dem Fischfang Glück bringen und vor den Verzauberungen des Wassers schützen. Dieser gute Gedanke war sein Unglück. Die Weißen beargwöhnten die Muscheln, sie zerbrachen sie an den Steinen. Als sie Feuer, hell wie der Mond, auf dem weißen Haupt der Wellen sahen, bligten ihre Augen, sie wurden wüthend, und warfen sich wie hungrige Thiere auf uns. Wir mochten noch so rasch rudern, ihre Flinten erreichten uns. Ich verschwand unter dem Wasser. Leider war ich der Einzige, der sich auf diese Weise retten konnte. Ich habe später mehr davon geistert, als sie zerbrochen, diese Bluträuber!... Der Fels allein kennt außer Saffagari das Nest ihres Schlafes. Aber Ihr kleinen Weißen, bewahrt die Muschel von gestern wohl auf; wenn sie spricht, wird Saffagari antworten. Glaubt dem Häuptling: „Der, der in den Muscheln die Klagen des Meeres singt, und auf ihr Antlitz die Morgenröthe malt, läßt in ihre Tiefe die Sterne seines Himmels hinabsteigen.“

So sprach der Caraibe. Er war unbeweglich, sein Blick ruhte auf dem Horizonte.

Das traurige Schicksal seiner Familie und sein Aberglaube in Bezug auf die Muscheln hinterließen in unserer Seele dunkle Ahnungen.

Da wir nicht wagten, ihm das Geheimniß zu entlocken, das er uns noch nicht enthüllen wollte, so gingen

wir schweigend und träumerisch nach den Tamarinden, unter denen wir die glühenden Stunden des Tages vor dem Hause verbrachten.

(Schluß folgt.)

Die Münze in München.

Keine Stadt Europas hat im Laufe dieses Jahrhunderts ein so verändertes Aussehen gewonnen, als München,

die Residenz der Könige von Bayern. Der größte Theil der öffentlichen Gebäude wurde in den Jahren 1820 bis 1854 errichtet; einige derselben sind kaum vollendet. König Ludwig, der große Kunstmäcen, nicht zufrieden damit, für die königliche Familie, die Künste, die Wissenschaften, die Industrie Paläste und für alle Kulte Kirchen geschaffen zu haben, ließ auch den größten Theil der von seinen Vorgängern errichteten Bauten restauriren. Maximilian I. hatte den Weg bezeichnet, den sein Sohn mit so großem Glück zurückgelegt. So ließ der erste bayerische



Hof der Münze in München.

König die Münze restauriren, welche 1573 auf dem Hofgraben für Tourniere erbaut worden war. Diese Restauration geschah nach den Planen des berühmten Architekten Gärtner. Die Münze verdient einen Besuch des Fremden. Die Stempel der Münzen, welche dort geprägt werden,

sind zum großen Theil von Voigt gravirt. Die Medaillen- und Münzensammlung aus früheren Zeiten aber ist in den Gebäuden der Akademie der Wissenschaften aufgestellt und enthält nicht weniger als 10,000 griechische und römische Medaillen in Gold.